

Werkstattgespräche im Atelier Storchenbüel in Sevelen

Ein Mitschnitt des Vortrags vom 11. März 2014



"Es ist Zeit, den Gedankenkompost umzusetzen."

Einführung

Gert Gschwendtner

Einen schönen guten Abend. Ich freue mich, dass so viele heute Abend gekommen sind.

Das letzte Mal wurde eine Perspektive zum Thema Denken gegeben, indem wir von der Naturwissenschaft auf das Denken schauten, und umgekehrt vom Denken auf die Wissenschaft und auch auf die Naturwissenschaft.

Das Denken funktioniert mittels eines Organs, dem Gehirn, welches in der Lage ist, immaterielle Wirklichkeiten zu produzieren, obgleich das Organ selbst Materie ist. Es schafft einen Transfer von einer Wirklichkeitsebene zu einer anderen, ohne dass zunächst ein struktureller Zusammenhang vorhanden zu sein scheint.

Es ist eine Tatsache, dass das Denken ohne das Gehirn nicht möglich ist.

Umgekehrt aber ist das Gehirn durchaus zu Dingen in der Lage, die nichts mit dem klassischen Denken zu tun haben: Es organisiert und kontrolliert reflexartige Steuerungsprozesse im Körper.

Dass Materielles etwas Immaterielles produziert, ist faszinierend. Vor allem, wenn man bedenkt, dass dieses Immaterielle auf das Materielle zurückgreifen und Strukturveränderungen im Aufbau des Gehirns hervorbringen kann. Dies wiederum hat Auswirkungen auf das Denken und das Fühlen.

Diese immateriellen Qualitäten „Denken“ und „Fühlen“ sind nicht mit materialistischen Methoden messbar oder gar fassbar. Vielmehr sind es neue Wirklichkeiten, die mit neuen Überlegungen angegangen werden müssen. Diese Wirklichkeiten decken sich nicht unbedingt mit dem Bereich der materiellen Ebene .

Die Angst vor einer quasi mechanistischen, funktionalistischen, biologistischen Beurteilung von Gedankengängen und Gefühlen wäre berechtigt, wenn ihr eine darwinistische Idee zugrunde läge. Die Gruppe der Neurophilosophen versucht aber dagegen anzudenken, dagegen anzuschreiben, dagegen anzuagieren. D. h. die Neurophilosophie nimmt uns die Angst, dass mechanistische und funktionalistische Strategien gegen Gefühle und Denken verfolgt werden. Literatur ist eine der sogenannten künstlerischen Fertigkeiten und Disziplinen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie nicht repetitiv sind, sondern dass sie etwas Neues, einen noch nicht bereits vorhanden Gedankengang versuchen aufzugreifen und in bestehenden Denkgebäuden einfügen. Das beinhaltet mehrere Schwierigkeiten: z. B. sprachliche Schwierigkeiten.

Es müssen immer wieder neue Begriffe erfunden werden, weil die bisherigen eventuell nicht ausreichen, um die Subtilität/Feinheit, um den Umfang eines Gedankengangs so zu fassen, dass es als Ausdruck für diese neue Idee ausreicht. Daher sind sprachliche Strukturen zu erweitern, um Literatur möglich zu machen. Dementsprechend sind neue Überlegungen notwendig.

Des weiteren sind beim Schreiben von Literatur verschiedene Bereiche im Gehirn aktiv. Je weiter diese auseinanderliegen, umso mehr tritt ein Spannungsfeld im Gehirn auf, welches die Aktivierung unterschiedlichster, bereits vorhandener Archive nach sich zieht.

Einem sehr eingefahrenen Gehirn, d.h. ein Gehirn, das in der Aktivität auf „Autobahnen“ reduziert ist, fällt es schwer, diese Verknüpfungen herzustellen. Die dazugehörigen Menschen geben beim Lesen oft auf, bevor sie eine Freude und eine Spannung mit dem vorgefundenen Text aufbauen können. Obwohl diese Freude und Spannung andererseits die Lösung ist, um Lesen als Freude empfinden zu können.

Die neben den Autobahnen befindlichen Landstrassen und Feldwege im Gehirn zu aktivieren, ist eine der vornehmlichen Aufgaben der Kunst. Auch der Literatur. Die Metapher „Literatur ist Abenteuer im Kopf“ meint konkret, dass man sich traut, von der Autobahn abzufahren und sich wieder in die Verzweigungen und Landstrassen begibt, um dort Neues zu erleben.

Heute abend wird der Versuch unternommen, das Denken mit der Literatur in Verbindung zu bringen. Dies wird niemand Kompetenter machen als Hansjörg Quaderer.

Mit diesen Worten möchte ich an ihn übergeben.

denken + literatur – eine skizze

von Hansjörg Quaderer

man könnte mit **Kleist** beginnen, der 1805 einen merkwürdigen aufsatz mit dem titel „über die allmähliche verfertigung des gedankens beim reden“ geschrieben hat. Kleist begleitet uns auf schritt und tritt. ich werde ihn zu wort kommen lassen, plus ein paar andere leute, damit wir uns in bester gesellschaft befinden.

es fällt mir schwer, der fülle der stimmen herr zu werden. was ich skizzenhaft zu sagen habe, ist ein *aufischen*, kein etablisement, nichts fertiges. ich möchte sie in ein gespräch verwickeln. sie erinnern sich vielleicht ans „kunstgespräch“ bei **Lenz**, bei Büchner, „über tisch“. es geht um nichts anderes, als die prämissen zu klären, wie man vom thema sprechen könnte.

kann man jemandem beim denken zuschauen?
und: nennt man das etwa lesen?

ich plädiere für ein neues lesen, ein-lesen-lernen, abgeleitet von der prämissen, dass literatur zunächst eine papierene partitur sei, durch die man hindurchgeht, die man aber selber zum klingen bringt, durch die man sich selber liest und wahrnimmt. durch die andere sprache lernt man die eigene kennen. das lesen als akt der heraufbeschwörung und des zauberns. ich gebe ihnen ein paar beispiele von literatur, die lesenderweise sinn stiften, die einen bewegen + verwandeln. denken + schreiben. es bestehen affinitäten. es genügt nicht, das zu wissen, man muss davon entfacht sein...

denken + literatur: ein topos, der wahlverwandtschaften voraussetzt. um das unennbare zwischen denken + schreiben, um den „fruchtbaren moment“ zu verdeutlichen, lass ich **Lessing (1729 – 1781)** sprechen. lessing äussert in seiner *laakon-Schrift* die Vermutung von den „fruchtbaren augenblicken“: „dasjenige aber allein ist fruchtbar, was der einbildungskraft freies spiel lässt. je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. je mehr wir dazu denken, desto mehr müssten wir zu sehen glauben.“

wir sind bei einem phantasiebegriff gelandet, als einer der grundlegendsten möglichkeiten und fähigkeiten des menschen. man könnte nun länger vom phantasiebegriff in der literatur sprechen, etwa bei Paul Valéry, dessen „*schriften zur kunst*“ eingehend vom potenzial der phantasie und der ideen handelt. das sprengt den rahmen dieser skizze bei weitem ...

wie stellt man es an nachzudenken, ohne worte zu verlieren. wie kommt man, anders als wie man landläufig meint, nämlich wörtlich in die sätze? **Heinrich von Kleist (1777 – 1811)** hat den sachverhalt im genannten aufsatz erörtert:

Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Vielmehr sollst du es ihm selber zuallererst erzählen. Ich sehe dich zwar große Augen machen,

und mir antworten, man habe dir in früheren Jahren den Rat gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereits verstehst. Damals aber sprachst du wahrscheinlich mit dem Vorwitz, andere, ich will, daß du aus der verständigen Absicht sprichst, dich zu belehren, und so könnten, für verschiedene Fälle verschieden, beide Klugheitsregeln vielleicht gut nebeneinander bestehen. Der Franzose sagt, „l'appétit vient en mangeant“, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert und sagt, „l'idée vient en parlant“.

die idee kommt beim sprechen. jede + jeder von ihnen weiss, dass sie dinge dann am klarsten wissen, wenn sie gerade nicht danach gefragt werden. ein paradoxon, das an Aurelius Augustus erinnert, was er zum konzept der ZEIT sagte: **«wenn mich niemand darnach fragt, weiß ich es, wenn ich es aber einem, der mich fragt, erklären sollte, weiß ich es nicht»**. Das überflüssige + überschüssige kennen alle. vom wesentlichen handeln die künstler und dichter. sie sind experten des wesentlichen.

denken + literatur. wir befinden uns auf einem delikaten terrain der sprache + der sprachphilosophie. denken + schreiben, das sind aggregatzustände. die übergänge zählen, die passagen. nicht umsonst landen wir hier bei einem zentralen wort von **Walter Benjamin (1892 - 1940)**, der in seinem epochalen „*passagenwerk*“ die warenwelt des 19. jahrhunderts in seiner repräsentanz + architektonischen gefasstheit zur sprache brachte und in ungeahnten dimensionen auslotete. ein wort gibt das andere. und kunst, auch geschriebene, meint vielleicht: *alles andere*. Walter Benjamin sagt: **«in den Gebieten, mit denen wir es zu tun haben, gibt es Erkenntnis nur blitzhaft. Der Text ist der langnachrollende Donner.»**

in der sprache gerinnen dinge, die vorher flüchtig waren.
das denken kommt zur sprache und viceversa.

dieses metier haben einige aussergewöhnliche dichter radikal betrieben: ich denke mit nachdruck an **Paul Valéry (1871 - 1945)**, der rigoros und über einen zeitraum von 40 jahren seine *cahiers* verfasste, jeden morgen zwischen halb fünf und sieben uhr, vor dem tag, beim morgengrauen, er praktiziert eine tägliche übung und askese: sein, denken, sondieren, zweifeln in ungeahnten nuancen + details. Valéry rückt den dingen sprachlich zu leibe, indem er sprache und dinge unterschieden hält. die kategorien des erkennens, des fragens, durchleuchtens bleiben transparent. das schärft den blickwinkel, die perspektive, die distanz, den spannungswinkel. ich kann Eupalinos nicht unerwähnt lassen:

„welche Verwirrung zunächst, die sich in Ordnung aufzulösen schien!“
und gegen schluss: **„die grösste Freiheit geht aus der grössten Strenge hervor“**, heisst es in *Eupalinos – oder „der architekt“*, verfasst 1923, in der form eines klassischen dialoges. das buch erschien 1927 in der deutschen übertragung von Rainer Maria Rilke und wirkte nachhaltig auf den ästhetischen diskurs der zeit. der dialog ist in seiner lyrischen knappheit und präzision für mich wegweisend geblieben. ich habe darum meine eigene kleine edition „*edition eupalinos*“ genannt.

denken + schreiben lernt man durch lesen.

das lesen ist eine der geheimnisvollsten kulturtechniken.

zu leichtfertig gehen wir darüber hinweg. wir lesen in törichter trivialität, wo wir nicht aufhören sollten, lesen zu lernen, um agil zu werden für das, was wir nachdenken nennen, denken + schreiben in aller nachträglichkeit. die schriftsteller, die ich hier nenne, beherrschen die sprache und sind gleichzeitig von der sprache beherrscht. ich behaupte: es sind *die dichter*, die am klarsten denken. die philosophen sind es kraft ihrer *poesie* und ihren sprachlichen möglichkeiten nicht kraft ihrer gedanken. das *wie* dominiert das *was*. der gegenstand ist häufig nur ein vorwand. gedichte sind schliesslich aus worten, nicht aus gedanken gemacht ...

der schweizer philosoph und schriftsteller **Ludwig Hohl (1904 - 1980)**, durch und durch ein Valery-leser, hat in seinen *notizen oder von der unvoreiligen versöhnung* einen begriff davon gegeben, was es heisst, gegen alle äusseren und inneren widerstände, über den stoffwechsel, die bedingungen und prämissen eigenen schreibens nachzudenken; er *brütet* geradezu. bei höchstem respekt für sein philosophisches hauptwerk, das einem bergwerk gleicht, man kann sich auch an seine sog. „kleineren“ schriften halten, z.B. „BERGFAHRT“ oder die sammlung „NÄCHTLICHER WEG“, ich lese daraus die sehr kurze erzählung:

Skizze einer Skizze der Welt

Ein Mann musste sein Lebenswerk schaffen – ein Werk, das dastünde wie ein Haus. Er begann erst einmal ein Gerüst aufzubauen.

Um das Gerüst zu schaffen, brauchte es wieder Vorbereitungen und andere Gerüste. Manche dieser Vorbereitungen und andere Gerüste erforderten ihrerseits wieder weitläufige Ausholungen, Bauten verschiedener Art, Anstrengungen.

Anstrengungen, welche die Tage frassen. Und die Zeit verging.

Die Zeit verging. Und schon sah man den Tod näher und näher kommen – und ferne stand noch das Werk.

Ja, von dem Gerüst des Werkes stand jetzt der Mann schon ferner als am Anfang von dem Werk... Und doch hatte er sein Leben verbracht in unaufhörlichen Anstrengungen. Näher kam der Tod, die Zeit drängte.

Da fand der Mann ein Wort, halb wissend oder kaum wissend; vielleicht auch sprach es sich allein. Und aus den Wegen, die er gegangen, erstand sein Werk von selbst.

War es ein Haus? – Spätere nannten es ein Haus.

Und es sind nie andere Häuser gewesen.

das lässt mich innehalten. das innehalten wird inhalt: ein simpler gerüstbau zunächst. was ist ein gerüst? eine blosse hilfskonstruktion? - merkwürdig, dass vieles im zustand der baustelle mit gerüsten, leitern und kranen sehr viel inspirierender ausschaut, als das fertig-gebaute; der «fruchtbare moment» der ahnung, der möglichkeitssinn bleibt lebendig, während das vermeintlich fertige öfters ernüchternd wirkt.

es ist vertrackt, als ob das lesen selber einem gerüstbau gliche, mitunter einer eselsleiter ... von der kunst des lesens, davon legen die schriften der meister zeugnis ab.

ich provoziere und behaupte, dass philosophie bloss ein feiner zweig der dichtung sei. mache keinen hehl daraus, dass es für die dichter & dichterinnen, die ich meine, nichts ausser die richtige kadenz der worte gibt, deren verbindungen,

relais und unterscheidungen. eine praxis und produktive handhabung des wörterbuches. die umfassendsten wörterbücher dienen als instanzen + als referenzen: alle brüder grimm (im deutschen) für **Friederike Kayröcker** etwa, der *littré* (im französischen) für **Francis Pèonge**. jemand anderer nannte es „den freien gebrauch des eigenen“.

das lesen hat seine bewandtnis.

das lesen ist dem schreiben der nächstbeste zustand.

das lesen ist dem schreiben stets komplize.

lesen und schreiben bilden eine tandembewegung.

man weiss, dass sich ein **Stendhal (1783---1842)** in schwung brachte, indem er ein paar seiten aus dem CODE CIVIL von Napoleon las. „Als ich „*Die Kartause von Parma*“ schrieb, las ich jeden Morgen zwei oder drei Seiten des *Code civil*, um mich einzustimmen.“ (so Stendhal in einem brief an Honoré de Balzac vom 30. oktober 1840) ähnliche beispiele täglicher leserituale liessen sich noch sehr viele anführen. es geht vielleicht darum, sich seines anspruches zu vergewissern, sein instrument zu stimmen, den ton oder den ansatz zu finden.

ich kenne leute, die tag für tag *zuflucht* nehmen bei Hölderlin, Valéry, Benjamin, Kafka, (Robert) Walser, Kleist oder Büchner, in einer selbstverständlichkeit wie das zähneputzen, aus einem primärbedürfnis für den sprachlichen stoffwechsel, um die fassung, d.h. den verstand nicht zu verlieren. es geht um eine einübung in aufmerksamkeit, die jemand „das natürliche gebet der seele“ nannte. um das erreichen von geistesgegenwart, um eine schlagfertigkeit des geistes und der sprache. kleist führt in der genannten schrift „*über die allmähliche verfertigung des gedankens beim reden*“ ein schlagendes beispiel an, nennt es „den *donnerkeil*“ des *Mirabeau*, ich muss ihnen das vorlesen:

Ich glaube, dass mancher grosse Redner in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wusste, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, dass er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang auf gutes Glück hin zu setzen. Mir fällt jener „Donnerkeil“ des Mirabeau ein, mit welchem er den Zeremonienmeister abfertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchistischen Sitzung des Königs am 23. Juni, in welcher der König den Ständen auseinanderzugehen anbefohlen hatte, in den Sitzungssaal zurückkehrte und die dort noch verweilenden Stände fragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten? „Ja“, antwortete Mirabeau, „wir haben des Königs Befehl vernommen.“ Ich bin gewiss, dass er bei diesem humanen Anfang noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloss: „Ja, mein Herr“, wiederholte Mirabeau, „wir haben ihn vernommen.“ Man sieht, dass er noch gar nicht recht weiss, was er will. „Doch was berechtigt Sie“ – fuhr Mirabeau fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – „uns Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.“ Das war es was er brauchte! „Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.“ Und um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen: „ Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre,“ und jetzt findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt: „so sagen Sie Ihrem König, dass wir unsere Plätze nicht anders, als mit Gewalt der Bajonette verlassen werden.“

wir gingen aus vom aggregatzustand des lesens, nannten den „fruchtbaren moment“, wo lesen notwendigerweise ins eigene schreiben hinüberleitete. die reise des eigenen stroms durch den ozean des lesens. *wie* denkt der schriftsteller beim schreiben? ist es ein einziges unnennbares einfallen-lassen, eine freilich andersgeartete invasion des geistes?

ROBERT WALSER tänzelt in seiner ihm eigenen beiläufigkeit darum herum. hier zwei passagen aus einem feuilleton des *Berliner Tageblatts*, erstpubliziert in der morgenausgabe am 21. 9. 1907:

Der Schriftsteller.

Der Schriftsteller schreibt über das, was er empfindet, hört, sieht oder über das, was ihm einfällt. Er hat in der Regel viele kleinliche Gedanken, die er gar nicht verwenden kann, was ihn oft zur Verzweiflung bringt. Andererseits besäße er manchmal viel Verwendbares im Kopfe, aber es kommt ihm vor, dass er seine Kapitalien jahrelang unbenützt lässt, weil er sie nicht findet. Oder weil er keinen gutgesinnten Menschen in seiner Nähe hat, der ihn uneigennützigweise auf diese verborgenen Reichtümer aufmerksam macht.

nicht umsonst genoss ROBERT WALSER bei so erlesenen köpfen wie *Walter Benjamin* oder *Franz Kafka* höchste wertschätzung. sie verehrten seine unnachahmliche wortakrobatik, die sehr oft einem leichtsinnigen hochseilakt gleicht, ohne netz freilich ...

die scheinbare leichtigkeit im schreiben von Robert Walser ist getragen von melancholischer grundströmung. dem charme und dem taktgefühl seines schreibens kann man sich nicht entziehen. im selben prosastück steht folgende denkwürdige passage:

Ein Schriftsteller weiß nicht alles, nur die Götter allein wissen bekanntlich alles, aber er weiß von allen (sic! – nicht *allem*, anm. hajqu) etwas und er ahnt Dinge, über die seine Majestät der Kaiser selber sogar hinwegsieht. Er hat Wegweiser im Kopf mit auf diese Erde bekommen, und diese deuten ihm immer die Richtung an, wo einer in Gedanken hinlaufen muß, wenn er das Ahnungsvolle und das beinahe schon Unfaßbare schauen soll. Er beschäftigt sich mit allem, was es auf der Welt Wissenswertes und Erlernungswürdiges gibt. Und er ist der stets lebhaftesten Ueberzeugung, daß ihm und anderen das nutzt.

ich möchte es dabei bewenden lassen.

[hajqu, 11. 3. 2014]

Aus der Diskussion:

Stichwort Geistesgegenwart

Dies ist eben die Schwierigkeit bei Worten. Wir benutzen sie alle, aber je nachdem, in welchem Kontext sie stehen, gewinnen sie unterschiedliche Bedeutungsinhalte. Es liegt an uns und unserer Geistesgegenwart, wann und wie wir welche Worte benutzen, wenn wir wirklich vermitteln wollen, was wir denken.

Stichwort Gedankengang

Gedankengänge, bevor sie wirkliche Gedankengänge in einem Gehirn oder aber auch in einer Menge von Gehirnen werden, lassen sich vielleicht mit folgendem Zustand beziehungsweise mit folgender Situation vergleichen: Ein Schwarm von Staren sitzt im Herbst auf einer Wiese und sie suchen nach Futter. Einer von ihnen fliegt plötzlich auf und setzt sich auf einen Draht. Andere sehen das und zwei oder drei kommen nach. Sie fliegen dann aber wieder runter. Es kann aber auch sein, dass wieder Bewegung aufkommt und weitere wieder auf den Draht fliegen. Einer kann sogar anfangen zu singen. Die anderen stimmen ein. Es gibt also über den Bewegungscode hinaus eine sprachliche Mitteilung. Und dann fliegen sie vielleicht alle auf und fliegen kreuz und quer durcheinander. Wie eine dreidimensionale Wolke, die sich in alle möglichen Richtungen entwickelt. Und nach einer gewissen Zeit lässt sich erkennen, in welche Richtung diese Stare fliegen.

So ähnlich ist es mit einem Gedankengang. Zunächst ist er unartikulierte, ohne Worte vorhanden, Neuronenbereiche werden im Gehirn aktiv, hängen sich an irgendein Archiv und nehmen dort irgendwelche Informationen heraus. Das Ganze kann sich wieder setzen; aber es kann durchaus sein, dass weitere Bewegung im Gehirn aufkommt. D. h. die Neuronen verdichten sich zu einer ganz bestimmten Aktivität.

Manchmal kommt durch kleine Begrifflichkeiten, kleine Aktionen, kleine sprachliche Äußerungen Bewegung auf und es entsteht etwas im Laufe der Zeit. Es kristallisiert sich etwas heraus. Am idealsten über Sprache. Dieser heterogene Bewegungsablauf, der eine Richtung abschätzen lässt, kondensiert in Sprache. Und dann ist es auch mitteilbar. Über diese Mitteilbarkeit entstehen dann Möglichkeiten, sich gegenseitig zu vermitteln, sich abzusprechen und dann gemeinsam zu erklären. Das ist letztendlich auch das, was entstanden in einem Gehirn, zu Literatur gerinnen kann. Oder aber es werden mehrere Gehirne so koordiniert, dass eine gemeinsame Bewegung – möglicherweise eine politische Bewegung entsteht.

Was fehlt mir, wenn ich nicht lese?

Lesen beinhaltet sehr viel. Letztendlich geht es um Wahrnehmung. Man nimmt zunächst mit den Augen auf, verarbeitet das Gelesene im Kopf, analysiert es, zieht ggf. seine Schlüsse daraus. Man liest den Text vielleicht auch mehrfach. Und jedes Mal können einem weitere Details auffallen oder aber der Text kann anschließend auf eine weitere Art und Weise interpretiert werden.

Lesen ist für manche auch eine Tätigkeit, bei der sie sich als lebendige Menschen selber erfahren.

Text **Geschriebenes** könnte man vergleichen mit eingefrorener Literatur, die der Leser dann beim Lesen selbst wieder auftaut und für sich wieder lebendig macht.

Er macht sie für sich verfügbar und in seinem eigenen Leben realisierbar, in seinem eigenen Denken umsetzbar. Es ist nicht nur ein reiner Nachvollzug, sondern es ist wirklich ein Neu-Aufbauen von Gedankengängen anhand dessen, was man als Text vor sich hat.

~~Was nun dem Leser mehr bringt, einen Text mehrmals zu lesen oder nicht, kann nicht allgemein beantwortet werden. Es gibt Texte, die sehr dicht sind. Sie beinhalten in einem Satz sehr viel. Man liest den Text ein erstes Mal. Später liest man ihn ein zweites oder sogar ein drittes Mal. Nur ist der Leser ein anderer, da seine Gehirnstrukturen sich verändert haben und nicht mehr die gleichen sind wie beim ersten Mal. Folglich ändert sich auch der Text für den Leser. Er erlebt den Text neu.~~

~~Robert Walser~~ Peter Bichsel hat viele seiner Texte im Zug geschrieben. Er sass zumeist im Speisewagen und sah, wie die Landschaft an ihm vorbeizog, und er schrieb dabei. Diese Zeilen, die draussen vor dem Fenster waren, empfand er als Text und las sie auch so. Er setzte sie dann in wortgebundene Sprache um. Er verarbeitete quasi sein ganzes Leben in Texte und lebte in ihnen.

Robert Walser hat alles mit Bleistift in winzigster Form geschrieben. Teile radierte er aus, schrieb sie neu. Um aber ein möglichst fehlerloses, wenn auch gefeiltes, winziges Schriftstück zu haben. Er hat darauf Wert gelegt, dass seine Manuskripte – und als solche wurden viele von ihnen verkauft – blitzsauber und fehlerlos sind. Er erstellte quasi eine Zeichnung, ein komplexes Bild.

Neurowissenschaftler betätigen, dass Schreiben von Hand ein Vorgang ist, der dem Gehen vergleichbar ist, und im Gehirn andere Verschaltungen ermöglicht und auslöst, als ein Schreiben mit einer Tastatur. Letzteres ist nicht vergleichbar mit dem Schreiben von Hand. Es heisst ja auch, dass man am besten denken und sich mit anderen philosophisch auseinandersetzen kann, während man geht. Durch das Gehen werden vom Gehirn Aktivitäten ausgelöst, die helfen, den Gedankengang besser zu verfolgen, als wenn man sich nicht bewegt.

~~Schreiben und Denken bewegen sich in einem Strom. Man kann quasi dem Autor beim Denken zuschauen. Das Denken wird sichtbar.~~

~~Ob dadurch die Qualität der Literatur heute eine schlechtere ist als damals, kann man nicht sagen.~~

...

Das Verführerische am Computer ist natürlich, dass man schnell etwas entstehen lassen kann, ohne dass es eingehend überdacht und ausgearbeitet ist. Darüber hinaus liefert der Computer scheinbar perfekte Textbilder. Er liefert ein scheinbar perfektes Druckexemplar, auch wenn der Text noch diverse Fehler enthält. Es wird kaschiert. Der Computer gibt eine Perfektion vor, die nicht unbedingt vorhanden sein muss. Somit kann das Schreiben mit einem Computer eine Gefahr beinhalten.

~~Es gibt Autoren, die ein unglaublich reichhaltiges Repertoire haben, ein Fundus an Stoffen. Damit der Stoff dann Literatur wird, braucht es das Schreiben,~~

braucht es den Formus. Und es gibt meiner Meinung nach in jeder Kultur einen reichhaltigen Fundus.

Um Literatur entstehen zu lassen, braucht es vor allem den Stoff, aber auch das Schreibwerkzeug. Heute wird zumeist am Computer geschrieben. Früher benutzte man Papier und Feder und schrieb mit der Hand. Der Prozess veränderte sich also im Laufe der Zeit.